



Beilage zum General-Anzeiger für die gesamte Neumark.

3. Blatt.

Landsberg (Warthe) 1928.

Nr. 3.

Ein Großer im Reiche der deutschen Dichtung.

Der Dichter des „Josephus Faust“.

„Solitaire“ (Woldemar Rünberg, geb. 1817, gest. 1890) gehört nicht zu der Götze der in Deutschland nicht eben selten anzutreffenden „jungeren Poeten“. Sein Vater, Joseph Emil Rünberg (1779 bis 1848), ein ausgesprochenes Genetivgenosse entstammend, war ein hochgeachteter höherer Beamter, ein Mann von höherer Bildung und reichem Wissen. Als Hofbibliothekar hat er sich besonders während der französischen Zuchtmärkte 1806/07 und 1812 großes Verdienst um unsere Vaterstadt Landsberg erworben. Auch seinerzeit geistig bedeutend, nicht sowohl als Dichter — wieviel eher recht annehmende Novellen und Gedichte von ihm uns überkommen sind —, als vielmehr durch seine wissenschaftliche Tätigkeit auf philosophischen und naturwissenschaftlichen Gebiet, welche ihm den, durchaus erst zu nehmenden, Ehrennamen eines unter den sieben Weisen in damaligen Deutschland eintragen hat. Solitaires Mutter und Tante waren in Galtung und Missetaten aristokratische Erscheinungen und erregten als solche eine gewisse, mit Reich gepaarte Verachtung seitens ihrer damals wohl etwas feindselig gestimmten Landsmännchen. Alte Landsberger wissen auch heute noch, freilich nur vom Hörensagen, davon zu erzählen.

Aus solchen gutbürgerlichen Verhältnissen hervorgegangen ließ sich Dr. Woldemar Rünberg er nach beendetem Studium im Jahre 1843 als praktischer Arzt in unsere Heimatstadt nieder, welche bis zu seinem nur allzu früh erfolgten Tode sein dauernder Aufenthalt gewesen ist. Aus seiner anfänglichen Junggesellenwohnung in der Rächter, siedelte er, als der Vater gestorben, nach „Stilleben“ über, blieb jedoch auch hier unüberwunden. Ausgebildete Menschen, bei denen er am liebsten zu Hause war, ist er leicht und gern angeschlossen, mit allen Zeichen der Bevölkerung, Bildung zu neuen Liebe und Land und Leute mit offenem Auge und Herzen auf sich wirken ließ, führten ihn nach Golland, der Schweiz und in die Länder des Mittelmeeres. Als Arzt war er besonders bei der ländlichen Bevölkerung beliebt und beliebt in seiner vorwiegend köstlichen Art und seiner großen Gergutsge, mit der er bei bedürftigen Patienten oftmals nicht nur auf das Donator beschränkte, sondern noch obendrein für sie nach Strassen zu sorgen beistand war. In unseren Landgemeinden, aumal in der Wartensbeziehung, die für unsere Dichterzeit eine besondere Anziehungskraft gehabt zu haben scheint, ist die Erinnerung an den zwar etwas finstler dreinschauenden, aber allseitig differenzierter Landarzt, der tagtäglich auf seinem Schimmel das Marktbعد durchstreifte und der inmitten dieser oft zu düsternen und melanchoischen Landschaft wohl gern seinen gleichfalls oft zu düsternen und melanchoischen Bismarckgeboten nachkommen mochte, aus heutigen Tag noch keineswegs verloren.

Mit dem anerkannten Erbe deutscher Dicht-

kunst, — auch sie sind ja fast ausnahmslos „aus guter Familie!“ — hat Solitaire auch das gemeinsame, daß seine bedeutende Dichtung, als solche sein „Josephus Faust“ zu bezeichnen sein dürfte, bereits im jugendlichen Alter geschrieben wurde (1. Auflage Berlin 1842, 2. Aufl., stark verändert, 1847 in Landsberg a. W.). Hier in (Schölen „Männern“, in Goethes „Faust“, 1. Teil (Jahres von 1775 conscriptiert) oder den „Leben des jungen Werthers“ amiet auch hier alles „Sturm und Drang“. Diese lauffrische Urprünglichkeit des Schaffens ist unserem Dichter erhalten geblieben. Einen Abschnitt: „Des Dichters zweite Periode“, von Dellos v. Alstencen nicht mit Unrecht als „griechische Pagode“ perhorresziert, hat es für „S. nicht gegeben. Alle Vorzüge seiner Dichtung, souveräne Selbstständigkeit und Kraft der Empfindung, düster Lobende Leidenschaft, schier unerschöpflicher Reichtum der Phantasie, Meisterhaftigkeit in der Beherrschung der Sprache und vor allem, vielleicht das sicherste Kennzeichen eines gotischen Genies: eine quellende Fülle ungeschätzter, einfallender glücklicher und treffender Bilder, — alles was ich bereits in „Josephus Faust“ in überreichem Maße zu finden, vielleicht noch härter und prägender als in seinen späteren Dichtungen. Solitaire selber sagt davon in seinen höchsten „Meisterphantasen als Als Moll (Charitinnen, S. 159) naturschmerzhaft und doch durchaus treffend: „Denn auch ich kann Werke schaffen, deren Seiber gerungen sind von Schmerzen und die zu träufeln von blutigen hergebornen Tränen, sogar wie die bewunderten Roetenheroen der Gegenwart. Und ich habe von ihm (dem Hinstirger, dem „finsternen See): gesprochen in jenem Gedicht „Doll Gut und Nacht, voll Sturm und Fluch und Verbanen in meinen Josephus Faust“. Der Aufbau der etwa 4000 Verszeilen umfassenden Dichtung, (in 5, seltener 4 jambischen Versfüßen sich bewegend), ist unregelmäßig, was bei Solitaires sonstiger Schöpfungen nicht immer in gleichem Maße der Fall ist. In der Ausführung streben wir demet meisteils Unregelmäßigkeiten, die auch sonst nicht selten bei S. anzutreffen sind, oft scheinbar mit Reichtigkeit ausgearbeitet werden können. Solche Unregelmäßigkeiten können gewollt sein. Jedoch dieses Bewußt spiegelte sich dann in zerbrochener Sprache. Wir werden uns daher köstlich vor nicht angestrichelter „Verbreiterung“ zu hüten haben. Dennoch scheint es als ob S. in einer gewissen genialen Sorglosigkeit, in der Wahrung der Form mitunter auf weit gegangen ist. Da wird, in seltenen Fällen und schonender Weise, die „bestehende Land“ angelegt werden dürfen.

Gätten wir zur Würdigung unseres Dichters weiter nicht vorzubringen als seine Herkunft aus „guter Familie“ und sein frühzeitigendes Talent, der Dichter wird dies als einen minder guten Bildhinauweisen berücksichtigt sein. Aber so steht es nicht. Dieser „Josephus Faust“ ist vorzüglich, mit Gerg-

heit geschrieben. Welch ein fähiges Hinterfragen ist von vornherein, wenige Jahrzehnte nach dem Erscheinen von Goethes „Faust“ (1808), genau ein Jahrzehnt nach des Altmeyers Tode mit einem neuen, wirklich ganz neuartigen „Faust“ an die Öffentlichkeit zu treten! Das war ein Faustproblem, nur mit den Augen des Mediziners geseht, mit den erkranktenen Gefühlen des jungen Mediziners verstanden! Das Geistes des Geistes, daß heißt Vermischen, mit Hilfe des Geistesmeisters zu den letzten Gründen der Erkenntnis, den letzten Gründen des Geistes überhaupt vorzubringen, die Verwirklichung, als alles Wollen umsonst, — erregend und immer wieder als Grundton hindurchklingend kommt es in dieser Dichtung zum Ausdruck.

„Reichlich der Morgen, welcher angegraut Wir in das übernachtete Aug geliebt, Wenn ich den Kopf, als sah ich bei der Braut, Dem Leichnam auf die kalte Hand gebüht. Verflucht der dummen Nacht Alleinseinheit, Da das Scalpel mir in der Hand geblieb, Auch meiner Brust mit ihrem wüsten Leib, Das noch um keinen Schritt mir hat genügt!

Du dumpfer, erster Gott, bist du noch hoch? Und steht mich hier in alten, alten Zorne Mit bangem Herzen auf den Trümmern, Umweht von meiner Leiden Flammenkürzel. Du kannst erschauen mich, bin ich dein Sohn, O mir genügt das Meiste, was du gibst, Doch ich erliege diesen kalten Hohn. Den du so stumm verachtend an mir übst! Ich traue es nicht, in abgetrenntem Schmerz Der Menschengeduld verzage auch ich mein Sein. Lorbeist im Kopf und Sehnsucht in dem Herz, So geß ich fort und so trat hier ich ein!

Man beachte die Reimlichkeit, aber auch die charakteristische Vertiefendheit gegenüber der benannten Stelle in Goethes „Faust“.

Josephus Faust gerät, da der von ihm beschränkte Weg nicht ganz erfüllt, von Hoffen umgeben, in das „Gott dämmerliche Einengenommen“. Man wird nicht befreiten können, daß hier eine strengere Konsequenz abfolgt, als bei der Gestaltung des Problems durch Goethe. Faust und Gretchen? Der unangenehme Vertreter wird sich im Grunde nicht vermehren können, daß dieses recht problematische Verhältnis im Grunde genommen einen etwas merkwürdigen Zug im Wille eines deutschen Philosophenprofessors bedeutet. „Zwei Geelen wohnen, auch, in meiner Brust!“ Sehr richtig! Die Seele des Josephus Faust ist nicht eine griechische Seele. Dasselbe Verlangen nach Verwirklichung mit dem „Unseligen, ist Lieberher all seines Regiments, sei es in den „Schritten und Offenen“ der Anatomie, sei es in dämonischen, wilden Abenteuer.

Von Herbert Menzel.

Und Bäche, Vögel singen silberhell,
Und grün und sonnensüßend sind die Wege,
Und wie du träumend ruhst am grünen Quell
Ist dir, als ob Gott Wunder in dich lege.

Daß froh und hell du durch die Tage gehst
Und singen mußt und allen Freude bringen
Und wie du wie ein Duft, ein Lieb verwehst
Kommst du nur näher allen Erdendingen.

Von Karl Sprengel.

(Nachdruck verboten.)

Während die Tanne sich der Gunst unserer Dichter vor allem wegen ihrer Verwendung als Weihnachtsbaum erfreut, wird die Linde im Volksliede als der Baum gefeiert, unter dessen breiter, gewölbter Krone man gelegentlich ausruhte und sich im Frühling die Dorfjugend beim Klang der Nadel zum Tanz vereinte.

Schon um die Linde war es voll,
Und alles tanzte schon wie toll.

richtig es ist, bei jedem Viehe im Haus. Ob man er-
reimere sich des höchsten Lobes von der Sündenmilde-
oder vom Lindenbaum am Strunnen vor dem Tore.
Auch aus zahlreichen anderen Dingen läßt sich er-
kennen, daß die Vinde in früherer Zeit in zahlrei-
chen Gegenden Deutschlands im geselligen Leben
eine große Rolle gespielt haben mag. Auch heute
hierzu weichen und auch die heute noch am manchen
Orten vorhandenen Dorfkinder hin, die sich zum
Teil wegen ihres hohen Alters und des mächtigsten
Umfanges ihrer Krone einer gewissen Verächtlichkeit
erfreuen. Man erinnere sich ferner der vielen
Liedchen, die man früher in der Vinde sang, die
Zusammenhang gebracht werden muß, ihre Lieder,
Linden, Lindenbäume etc. Es ist daher nicht be-
wunderlich, daß viele Wirtschaften in ländlichen
Gemeinden ihre Namen der Vinde entlehnt haben.
Die Thatfache liegt zugleich unter Aumerkamen
des Verfassers, daß die Vinde in der That nicht
alt. Früher wurden die Volksfeste auf dem Dor-
platz unter der Vinde gefeiert. Weil ihr Mädes-
Raubach im Sommer heißen Schatten spendete und
ausgleich Schutz gegen den Regen bot, so traf man
sich hier nicht nur an den Sonntagen und Feiertagen,
sondern auch zu jeder Zeit. Die Vinde war daher
das Jungfloh fand sich ein, denn hier wurde gerne
gefeiert und gesungen, getanzt und gefeiert,
und manches Geseßesverhältnis, aus dem später ein
Vund sich's Leben wurde, verdankt seine Entstehung
der näheren Befindlichkeit unter der Vinde. Geht
man nun zu den alten Zeiten zurück, so wird man
sich finden vornehmlich von dem fremden Stande
man aufgeführt, der in ihnen rastele und sich mit
Speiß und Trank ergötze. Erst als man begann,
die Gastfreundschaft zu bauen und Gäste mit glän-
zenden Aufzügen zu erwidern, in denen gegenwärtig
noch die Vinde eine große Rolle spielt, so be-
schränkte sich die Vinde auf die Gäste, die ge-
sellschaftlich in die Wirtschaften verlegt. Der Ge-
genstand hat Zangen auf grünen Hölzern hängen
und nach auf, und damit fanden zugleich mancher-
lei Volksversammlungen ein Ende. Die Vinde blieb
bereits, und weil niemand sich für sie be-
stimmte, so wurde sie bald ganz verlassen. Die
bederten Sänger in ihren Kesseln und Jüngern, so-
dem gemeinsinnlichen Mäusen ihrer Pfaffen im
Abendeinde lauchte, so verhielt sich die Vinde
einer regen Volkswelt bald aus dem Gedächtnis
der Menschen. Einmal wurde sie mit der Zeit
von der Vinde. So ist es gekommen, daß
noch und nach der Vinde. So ist es gekommen, daß
Dorplatz verhielt und die Gesellschaft in
Wirtschaften verlegt wurde. Verlässliche Ansichten

leben daran fähig, daß sie in der hellsten Zukunft unserm Volke das geistige Nüchternthum beibringt. Niemand denkt daran, die Wirtskräfte zu befehlen. Aber man ist auch in der Erkenntniß gekommen, daß die körperliche Entfaltung der Jugend mit einem starken Mithosgehalt unvereinbar ist, und daß man sich ihnen sehr wohl fähig sein kann. Wie wäre es, wenn wir uns wieder der Rolle auf dem Werkplatze erinnern und die Jugend zu einer Förderung der Jugend durch Sportbewegung anzuregen? Die Jugend ist heute unter der grünen Linde, ausgeführt von jungen schmiden Pfingstkindern, muß das Auge wieder Beobachters fesseln. Ein solches Vorgehen kommt vielleicht auch dazu beitragen, die Linde wieder mehr in den Mittelpunkt der bürgerlichen Gesellschaft zu rücken. Dadurch würden wir zugleich dem Verfall der Jugend entgegenwirken; etwas näher kommen, die Linde in so wunderbarer Weise von der Linde erziehen.

unter

[illegible]

Don George R. S. S.

„Es war kein „Wasserjar“, keine Wasser-
amiel, die dort in die Elemente plums!te.“ „Wirk-
lich nicht?“ „Sieh dort!“ „Nüchtl! Der fliegende
Edelstein, ein Eis-, Ifer- oder Wasserpedst!“ —
„Ich sagte es gleich! Die Wasseramiel hat ein
weißes Brüstchen mit braunem Mantel, und dieser
Dursche hat über seine rotbraune Weste eine. Fa-
schingsstrümpf gehängt, schillernd in allen Farben,
wie „Prinz Karneval!“ Dunkelblau und Natur-

hell, grünes Schillern und weiße Augenstreifen
Stummelschwanz und Spechtschnabel, aber der
ganze Kerl doch nur eine Spanne lang. —

[illegible]

Durch feld, Benscheln, Wänsen, Zummern,
Loden, Jüngen, Singen floß seinerzeit ein heller
freifender Ton, anständig und erquickend: Nicht —
«*echt* — nicht — *tn — tn!*» Ein grünblauobgedigter
Valkireich sieht dahin, ein zweiter folgt. Und
jetzt? Du zweiffen sie sich, fahren in die Höhe mit
gellem, hohem Schreien, hüpfen am Herd zu Robert
— zwei Eßböggen, die sich zuckelförmig und
ernsthaft balgen und sich mit den langen spitzen
Schwänbeln höflichgezierte Diebe verfechten, bis der eine
endlich in eiliger Flucht sein Heil erntet. Umge-
ben und roströte federnden liegen als Meise dem unge-
wöhnlichen, das ihm umher. Es ergrüßte dem Eingeweihten
weilnehmend, daß kein Vogel Jäger schon lange sein
Nachbarhitz ist.

Da sieht er nun sieghaft in der Sonne auf
einem Ehrenstump und sträucht noch und ruhet
die prächtigen Stacheln, plustert sich auf und
sinkt wieder ankommen. Das Licht spielt mit ihm.
Er erhebt sich mit dem großen Schnabel in
den höchsten Mittelstreifen, preßt die Lunden,
die glänzenden Flügel und beobachtet seine An-
geborene. Er nimmt von allem Notiz.
Sie singt er zum Schwandenschor, dort zum
unbelebten Gelbrand, da zum plumpenden gelben
Wasserfrosch und schließlich zum Wä-
den-rot.

Jetzt rudert er, wie ein Griech steht der Schmabel,
ein schreiendes „Nicht!“ und wie ein Blitz ist er
im Wasser verschunden. Das Wasser spritzt hoch
auf, daß die Sonne sich in tausend Perlen spiegelt.
Der Kühne Taucher rudert sich hoch, ein finger-
langes Fischchen im Schmabel. Ein paar Schläge,
dann wird es mit Haut und Schuppen hinunterge-
würft.

Als einige Zeit darnach zwei gleichfarbige „Eispechte“ friedlich am Ufer hausten, da hat sich der bunte Fische ein Weibchen erobert. Er ist dann nur an seinem lauten Getöse und Gespielen wiederzuerkennen.

In vielstündiger, tagelanger Arbeit wird nun im Uferlande zum Nestbau geschritten. Mit Schnäbelhieben werden Erde und Sand weggehoben und mit den kleinen Füßchen herausgekratzt und so durch Ausbaur ein Gang wie ein Ratten- oder Uferschwalbenloch geschaffen. Dinten antikief wird ein Nestel ausgewickelt, mit — erbrochenen „Gewölbe“ aus Gräten, Fischschuppen, Vöblenresten usw. auf einfachste Art bedekt, eine eigenartige Kofferung für Eier und Junge.

Das Weibchen legt darauf 5—10 weiße, kugelförmige Eier und brütet sie in 2 Wochen aus. Da sitzt die „Fischingsfee“ wie im dunkeln Keller, ohne Sonnenlicht, und ist ganz auf das Männchen angewiesen. Dieses bringt auch treu und sorglich Futter herbei.

Medie Sorge aber machen die kleinen, blinden, naden Zungen. Da gibt es kein abwartendes Aufden-Annahinden mehr, sondern regelrecht Zagen auf alles Mögliche: Ertrinken, Mele, Groß-laden, Sellen, Sachschleife, Kammelrät und Einsingefolge, die so noch um ihr kurzes Dasein betrogen werden. Ja, dann müssen auch oft die Sarpentische heran!

Sind endlich die Zungen flügel, dann werden sie noch bis in den Herbst hinein geführt und ge-füttert, bis sie dann nach jeder Dichtung hin An-der ihrer Eltern sind.

